

lichkeiten in den Tagen der Prager 48er Revolution, in seinen Erinnerungen (1885) den Dichtern dieser Generation jedoch pauschal die Ernsthaftigkeit ihres Engagements abspricht, so ist dies wohl eher der persönlichen wie nationalen Enttäuschung zuzuschreiben und nicht als ein historisch gerechtfertigtes Urteil anzunehmen. Frič schreibt über die Generation: "Sie haben sich die interessante Vergangenheit ihres zufälligen Vaterlandes als willkommene literarische Spezialität ausersehen [...], durch die Bank waren sie ziemlich blasierte Kosmopoliten, und falls Hartmann einen slawisierten Deutschen spielte und Meißner einen sentimental Demokraten, so geschah alles nur aus schicklicher Konvenienz, wenn nicht gar aus Heuchelei oder bloßer Verstellung." Zitiert nach Bruno Brandl: *Liebe zu Böhmen*, a. a. O., S. 430.

26 Boldt, F.: *Kultur versus Staatlichkeit ...*, a. a. O., S. 200.

27 Heinrich Laube in seinen *Erinnerungen*, zitiert nach Paul Reiman: *Von Herder bis Kisch. Studien zur Geschichte der deutsch-österreichisch-tschechischen Literaturbeziehungen*. Berlin 1961, S. 8.

KURT KROLOP

'In Goethes Hand'

*Nur um einen Finger habe ich ihn gebeten,
und er hat mir die ganze Hand gegeben.*

J. P. Eckermann an Ernst Ludwig Grosse, 7. August 1823.¹

An G o e t h e.

*Wenn im Rechten ich begriffen,
Hab' ich's einzig Dir zu danken,
Denn im Irren, Suchen, Schwanken
Hat mich Deine Hand ergriffen
Und auf rechten Weg geleitet,
Der geebnet, fest, gebreitet,
Nicht in Sümpfe sich verlieret,
Nein, zum sichern Ziele führet.*

J. P. Eckermann, 3. Oktober 1823.²

Ohne mich einen bibliographisch ausgewiesenen Walserologen nennen zu dürfen, habe ich es gleichwohl nicht unterlassen können, ein Werk dieses Autors näher zu betrachten, der, abgesehen von seinem rezent erworbenem Ruhm, in puncto Deutschland ein *poeta vates* zu sein, nicht zuletzt, wie wir gestern wieder von Eduard Goldstücker bestätigt bekommen haben,³ auch ein *poeta doctus*, ein *poeta philologus* von hohen Graden, ja geradezu ein gelernter Germanist ist, dem das keineswegs unverdiente Glück widerfuhr, Friedrich Beißner zum Lehrer gehabt zu haben, den unvergeßlichen Pfleger und Deuter des Dichterworts. Daß meine Wahl auf das zum Goethe-Jahr 1982 fertiggestellte Stück *In Goethes Hand* gefallen ist, läßt sich mehr-, zumindest aber dreifach motivieren: anlaßbezüglich, kulturkalendarisch und schließlich im autobiographischen Sinne auch lebensgeschichtlich.

Was die Anlaßbezüglichkeit betrifft, so könnte und kann man meine Entscheidung für ein Stück, das *In Goethes Hand* heißt, getrost als huldigende Anspielung auf den Leiter und die Mitarbeiter des Instituts auffassen, das hier in Prag Goethes Namen im Schilde führt; denn wenn sich der Namensträger mit dem Namensgeber identifiziert, dann ist es nur recht und billig, dankbar einzugestehen, daß ein nicht geringes Verdienst um das Zustandekommen dieses Colloquiums eben dort lag und liegt, wo es der Walsersche Werkstitel lokalisiert: 'In Goethes Hand'. Die kulturkalendarische bzw. kulturaktuelle Motivation ergäbe sich daraus, daß die in allen Szenen präsentierte Hauptfigur dieses Stückes keineswegs der im Titel genannte Goethe ist, sondern Johann Peter Eckermann, dessen 200. Geburtstag am 21. September 1992 zu gedenken sein wird, wobei ohne Zweifel auch Martin Walsers Eckermann-Stück nach längerer Pause wieder seinen Weg auf die Bühne bzw. in Hörfunk- und Fernsehanstalten finden und dort zu verdienten Ehren kommen dürfte.

Was schließlich die autobiographisch-lebensgeschichtliche Motivierung angeht, so hat sie bei einem trotz der vielzitierten "Gnade der späten Geburt" doch schon ziemlich angejahrten Zeitgenossen wie mir leider immer auch einen zeitgeschichtlichen Aspekt, dessen Beimischung sich in meinem Falle daraus ergibt, daß es anno 1954 zu meinen ersten Aufgaben als frischgebackener Assistent des Germanistischen Instituts der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg gehörte, am 3. Dezember 1954 eine Gedenkrede zur 100. Wiederkehr des Todestages von Johann Peter Eckermann zu halten.⁴ Es war das zwischen den großen Jubiläen des Goethe-Jahres 1949 und des Schiller-Jahres 1955 mit ihren berühmten deutsch-deutschen Gedenkreden Thomas Manns einer der kleineren kulturellen Anlässe jener zur Neige gehenden Nachkriegsperiode, über der zumindest kulturpolitisch noch der letzte Abglanz eines gesamtdeutschen Identitätsbewußtseins lag und die Parole "Deutsche an einen Tisch!" gerade auch auf östlicher Seite noch nicht ihre Anwendungsberechtigung verwirkt hatte. Damals war es übrigens auch der kurz zuvor von Prag nach Weimar übersiedelte Louis Fürnberg, der als neubestallter stellvertretender Generaldirektor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und Mitbegründer der 'Weimarer Beiträge' in Eckermanns Geburtsort Winsen an der Luhe nicht nur kranzniederlegend an einer Gedenkfeier teilnahm, sondern dort auch eine Gedenkrede hielt, die erst 1965 in den 'Weimarer Beiträgen' erschienen,⁵ jetzt auch in der Fürnberg-Werkausgabe nachzulesen ist.⁶

Genug der Einleitung und hoch an der Zeit, zum Gegenstand selbst zu kommen, oder vielmehr zunächst zu dessen - mittlerweile auch schon wieder werk- und literaturgeschichtlich gewordenem - Kontext. Es ist nun fast genau ein Vierteljahrhundert her, daß Emil Staiger, der damals wohl - nicht nur in seinem

Heimatland - angesehenste schweizerische Germanist mit seinem am 17. Dezember 1966 als Dankrede für die Verleihung des Literaturpreises der Stadt Zürich gehaltenen, am 20. Dezember 1966 in der 'Neuen Zürcher Zeitung' unter dem Titel "Literatur und Öffentlichkeit" publizierten Vortrag das ausgelöst hat, was seither als "Der Zürcher Literaturstreit" oder gar "Der Zürcher Literaturkrieg" in die Kulturgeschichte der Nachkriegsära im deutschen Sprachraum eingegangen ist.⁷

Was der Verfasser des Standardwerks *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters*, der Goethe- und Schiller-Monograph Emil Staiger da getan hatte, war nach dem Urteil seines Duzfreundes Max Frisch die befremdende Dienstleistung, all das, was Banausen und Philister gegen die zeitgenössische moderne Literatur auf dem Herzen hatten, ohne es angemessen artikulieren zu können, in eine an klassischen Maßstäben orientierte und klassischer Diktion sich bedienende Sprachform gegossen und damit salonfähig gemacht zu haben. In einer übernommenen Sprache, die, um überzeugend zu sein, den Wandel der Zeiten ignoriere,⁸ habe Staiger als berufener Kunstrichter, der noch die Sprache von Eckermann spreche,⁹ dem antimodernen Ressentiment das gute Gewissen wiedergegeben, ohne Scheu vor Kulturfeindlichkeitsbezeichnungen endlich wieder geradezu von 'entarteter Kunst' reden zu können. Das hier von Max Frisch artikuliert Unbehagen an solchem *ex cathedra* verkündeten Entartungsfluch im Namen der Klassiker übertrug sich bald auf diese selbst, und 1974 bot Goethes 225. Geburtstag eine dankbar genutzte Gelegenheit, die bildungsbürgerliche Maxime 'Von Goethe lernen?' mit eben diesem anzweifelnden Fragezeichen zu versehen. In einem Beitrag des diesem Generalthema gewidmeten Literaturmagazins wird denn auch Martin Walser von dem Herausgeber Hans Christoph Buch denjenigen Schriftstellerkollegen zugeschlagen, "die - sei es aus Selbsterhaltungstrieb, sei es aus grundsätzlichen Motiven - Goethe ablehnen; ihre Reihe reicht von Novalis und Börne bis zu Martin Walser und Arno Schmidt. Ihre Opposition gegen Goethe betrifft nicht so sehr seine Gesinnung, sondern vielmehr seine praktische Haltung als Mensch und Schriftsteller: auf der einen Seite der selbstzufriedene Philister, der seine Weimarer Pfründe verwaltet, auf der anderen der olympische Klassiker, der über den Niederungen seiner Zeit thront und ihre Widersprüche mit fünf Fußigen Jamben verkleistert."¹⁰ Dieser Einreihung Martin Walsers unter die "Schriftstellerkollegen, die [...] Goethe ablehnen", scheint zu entsprechen, daß er in eben diesem Literaturmagazin gleichfalls mit einem Beitrag vertreten ist, der den vielsagenden Titel trägt: "Goethe hat ein Programm, Jean Paul eine Existenz (Über 'Wilhelm Meister' und 'Hesperus')".¹¹ Man kann in dieser Konfrontation des sozial privilegierten Großbürgers Goethe mit dem aus kleinstbürgerlichen Verhältnissen sich großhungernden armen Teufel Jean Paul sowie der diesen konträren sozialpsychologischen Befindlichkeiten entsprechenden beiden Romanprodukte -

Wilhelm Meisters Lehrjahre einerseits, *Hesperus* andererseits - , man kann in dieser Konfrontation das Walsersche continuo-Thema der Darstellungsproblematik von Sozialstatus und Lebensschicksalen des sogenannten kleinen Mannes aus der lower-middle-class-Sphäre unschwer wiedererkennen. Die Zukunft des 19. Jahrhunderts gehörte, so Walser, der "wohlig gefestigte[n] Identität des Großbürgers Goethe",¹² nicht den wie immer auch authentischen Existenzbehauptungsversuchen des Kleinbürgers Jean Paul: "Der Kleinbürger sieht einfach keine Stelle in dieser Welt, die ihm den Eintritt in die wirkliche Geschichte erlaubt. Sein Programm ist noch nicht abrufbar. Goethes Turmgesellschaft, als adelige Investitionsgesellschaft in Rußland und Amerika, wird das 19. Jahrhundert beherrschen. Wie auch immer sich von heute aus gesehen Goethes Meister-Programm ausnimmt, es war das Programm der Stunde, denn das deutsche Bürgertum war schon im Besitz der Produktionsmittel. Die reale Macht, die technologische und die ökonomische, besaß es schon. Nur die Würde fehlte noch. Der Überbau. Den holte sich Goethe und sein Wilhelm Meister ungeduldig beim Adel."¹³ Der Kleinbürger, ausgeschlossen von dieser Machtverteilung, sieht sich auf den "Weg nach innen" verwiesen: "Während die Bürgersöhne Werner und Wilhelm [...] genau die Bereiche bezeichnen, wo der Bürger real ansetzen muß; der eine in der Produktion und Verteilung von Gütern, der andere in der Produktion von Schönheit und Sinn. [...] Eine besinnungslose Literaturwissenschaft hat diesem Buch, das schön ist, wenn man nicht bedenkt, wie viele Menschen es ausschließt, in sektenhaftem Kult eine lächerlich überzeitliche Position gebastelt. Ganz nach den Anweisungen aus dem klassischen 'Saal der Vergangenheit', in dem die Zeit als schönste Leiche für immer festgehalten werden soll. Weil man schon alles in der Hand hat. Weil man schon herrscht. So soll es bleiben."¹⁴ Den Kleinbürger dagegen, der sich nicht fähig oder nicht willens zeigt, dieses ihn selber ausschließende großbürgerliche Konsolidierungsprogramm als sein eigenes zu "verinnerlichen", führt der Rückzugsweg nach innen bestenfalls in die Scheinsicherheit einer "Freiheit in dem Reich der Träume": "Der Kleinbürger also flüchtet, um seine Menschenwürde zu retten, nach innen. Da ist er selber Herr, hofft er. Da folgt ihm die Bürger-Adelsherrschaft nicht nach. Da drin ist er dann so frei wie die Maus im Loch, vor dem die Katze sitzt. Er verachtete das Draußen und schreibt Satiren gegen die Katze."¹⁵

Die in dieser Positionsbeschreibung enthaltene Indignation über eine in ihrem Goethe-Kult "besinnungslose Literaturwissenschaft" trifft durch diese hindurch zweifellos auch partiell deren Gegenstand Goethe und stellt sich damit in so etwas wie einen gesamtdeutschen Kontext und Konsensus dessen, was ich seinerzeit "Goethe-Verdrossenheit" genannt¹⁶ und an einem ebenfalls 1974 entstandenen Gedicht Günter Kunerts exemplifiziert habe, das der Sammlung *Das kleine Aber*

programmatisch vorangestellt ist:

B E I C H T E

Jedesmal schlägt das Herz
viel zu schnell. Nur Pflichten
machen nicht glücklich. Der Abend ist leer
Und die Gespräche wie er. Schon wieder
sind wir um ein Jahrhundert gealtert
und wissen es nicht.
Selbst von unserer Hinrichtung
hat niemand uns Mitteilung gemacht. Merkmal
daß die wahren Freunde uns fehlen.
Adieu du mein Haar
Adieu du mein Glaube.
Nur Goethe ist zu beneiden: nicht um
die Unsterblichkeit seiner Potenz
sondern wegen der kristallinen Substanz
seiner Seele: sie zerlegt
alles Erfahrene in ein harmonisches Spektrum
und filtert gewisse Farben heraus:
die gebrochenen.
Beim Übertritt
an allen Grenzen zwischen hier und dort
zwischen Oberlippe und Unterlippe
zwischen Wahrheit und Sicherheit
schlägt uns jedesmal das Herz viel zu schnell.¹⁷

Die Assoziationsspur des Anfang und Ende in eins zusammenziehenden Rahmenmotivs vom viel zu schnell schlagenden Herzen verweist zurück auf die Schlußzeilen von Goethes Dornburger Mondgedicht ("Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller, / Überselig ist die Nacht"¹⁸). Ihre Auslegung durch Kunert unterstellt, daß der Dichter mit dem Konzessivsatz "Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller" den bezeichneten Sachverhalt nicht sowohl ein- als vielmehr auszuräumen, ihn "herauszufiltern" getrachtet hatte.

Von solchen analogen Prämissen her konnte für Walser kaum etwas reizvoller sein, als das Goethe-Jubiläumsjahr 1982 mit einem Eckermann-Stück zu feiern, gleichsam einer dramatischen Fallstudie, die darzutun vermag, wie, um im Bilde der oben angeführten Katz-und-Maus-Parabel zu bleiben, eine Maus, die noch dazu wie Eckermann ärmer ist als die sprichwörtliche Kirchenmaus, nicht nur

keine Satire auf die vor dem Mauseloch lauende Katze schreibt, sondern freiwillig, vorbehaltlos und so gut wie völlig unentgeltlich in deren Dienste tritt, um sie zum Gegenstand eines Werkes zu machen, das in einer klassischen Beschreibung exemplarischer Katzenhaftigkeit diese als unvergängliches Leitbild gemeinsamer, reiner Kreatürlichkeit für alle Nachwelt aufstellt. Der etablierte Kunstwert der Werke von "Katz und Maus" wird in diesem Stück weder erörtert noch geleugnet, er bleibt einfach als Voraussetzung auf sich beruhen; dagegen werden alle Möglichkeiten, die das von Walser in wahrhaft erstaunlich vollständigem Umfang verarbeitete Material von Text- und Lebenszeugnissen bietet, mit oft verblüffend kühner Kombinatorik genutzt, um die darzustellende Diskrepanz zwischen der von Not und Armut gezeichneten Eckermanschen Existenz und dem Goetheschen Programmspruch (aber auch d e s e n innerer Widersprüchlichkeit) mit ironischer bis sarkastischer Schärfe hervorzutreiben. Das hat dem Autor von zünftiger-germanistischer Seite den Vorwurf eingetragen, so etwas wie ein Sakrileg begangen oder, wie ein Rezensionstitel das zum Ausdruck brachte, 'Ein Goethe-Pasquill zum Jubiläum'¹⁹ geliefert zu haben. Selbst wenn man sowohl von den vorgegebenen als auch den textinternen Intentionen Walsers absieht, ist dieser Vorwurf, so will mir scheinen, keineswegs gerechtfertigt. Betrachtet man die Gesamtmasse des zitierten bzw. montierten Tatsachen- und Textmaterials allein schon nach ihrer Quantität, dann könnte man sogar mit ähnlichem Recht von einem Stück des dokumentarischen Theaters sprechen wie bei 'Clavigo', 'Dantons Tod' oder den 'Letzten Tagen der Menschheit'. Freilich nimmt sich der Autor die poetische Lizenz, das reale historische Nacheinander seines Materials um seine mit den Stichdaten 1823, 1829, 1832, 1848 und 1853 bezeichneten Szenen herum in einem relativ freien Spielraum so zu gruppieren bzw. umzugruppieren, daß sie seinen Absichten des pragmatischen Nexus, der inneren Motivation oder auch nur der Dialogpointierung optimal dienen. Dafür zwei Beispiele unter vielen: Am 28. April 1826 erleidet Goethes Schwiegertochter Ottilie einen schweren Unfall durch einen Sturz auf der Reitbahn, der ihr Gesicht so verletzt, daß sie sich für lebenslänglich entstellt glaubt und Goethe aus Furcht vor diesem häßlichen Anblick sich zunächst weigert, sie wiederzusehen.²⁰ Walser verlegt diesen Vorfall um drei Jahre zurück in den September 1823, in die Tage unmittelbar vor Goethes letzter Rückkehr aus den böhmischen Bädern, denn er braucht ihn für seine Motivation, damit Goethes Sohn August ihn als Kurzschlußreaktion Ottilies bei der Nachricht von der beabsichtigten Ehe des alten Goethe mit Ulrike von Levetzow interpretieren und so als Gewissensdruckmittel gegen den Vater verwenden kann, um diesen zur Aufgabe seiner Heiratspläne und zur Heimkehr nach Weimar zu nötigen.²¹ Zweites Beispiel: Walser läßt Eckermann einen an diesen gerichteten Brief Goethes vom 30. November 1830²² be-

reits im Herbst 1829 erhalten, denn er braucht den Wortlaut des Briefes schon zu diesem früheren Zeitpunkt als Anlaß und Vorwand für Goethe, damit dieser nun wiederum Eckermann unter Gewissensdruck setzen kann.²³

Gelegentlich kann es auch zu kühneren personellen Umbesetzungen bzw. Umattribuierungen anekdotisch pointenträchtiger Vorgänge kommen, wenn es das Interesse der Dialogführung erheischt. Als Beispiel sei die Handschuhepisode angeführt, die Eckermann am 18. September 1826 seiner Verlobten Johanne Bertram so berichtet: "Frau von Arnim (die berühmte) war hier und hat mich 14. Tage lang unterhalten. Sie machte die Cour: Goethen, dem Großherzog und mir. Zweymal hat sie mich in meiner Wohnung besucht. Einen ihrer Handschuhe hat sie in meiner Tasche gelassen. Auch ein Billet doux hat sie mir geschrieben worin sie sich beklagt, daß ich anfangs sie zu vernachlässigen. Unbezweifelt ist sie die genialste, geistreichste, interessanteste Frau in ganz Deutschland. Schade daß sie nicht 18. Jahr jünger war, denn ich kann mich nur in die Jungen verlieben."²⁴ Worauf die angeschriebene Braut verständlicherweise postwendend zurückfragt:

"Apropos wie kömmt der Handschuh von der liebenswürdigen Dame wovon Du schreibst in Deine Tasche?"²⁵ Walser konnte auch dieses dokumentierbare Detail, das er sich um der komischen Wirkung willen nicht entgehen lassen wollte, nur durch eine personelle Umbesetzung in die Ökonomie seines Stücks einbringen: Abgesehen von der Verlegung der Geschichte in den Herbst 1829, ist die Handschuheigentümerin nun nicht mehr Bettina von Arnim, sondern die junge, von Eckermann verehrte Schauspielnovizin Auguste Kladzig, die spätere Gattin des Weimarer Hofschauspielers und nachmals gefeierten Wiener Burgtheatermitglieds Karl La Roche; und nicht sie hat ihren Handschuh in Eckermanns Tasche gelassen, sondern Eckermann hat ihn ihr heimlich als Fetisch entwendet und sieht sich in Gegenwart seiner Braut durch eine Botin Augustes aufgefordert, ihn gefälligst zurückzuerstatten: eine der zahlreichen Situationen von komisch wirkender Peinlichkeit, selbst sie jedoch nicht ohne dokumentierbares Substrat, obwohl sie den Eindruck schierer Erfundenheit vermittelt.²⁶

Aber das sind Kleinigkeiten gegenüber dem meines Wissens unbemerkten oder zumindest nicht hinreichend gewürdigten Hauptkunstgriff Walsers: daß er nämlich seinem Goethe im Gespräch mit seinem Eckermann keinen einzigen Satz aus dessen *Gesprächen mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens* zu sagen erlaubt.²⁷ Walser trägt vielmehr aus dem Gesamtkorpus der Goethe-Gespräche gleichsam all das Rohmaterial zusammen, das Eckermann erst zu bewältigen, zu formen hatte um zu einem Goethe-Bild zu kommen, von dem er sagen konnte und tatsächlich auch gesagt hat: "dies ist mein Goethe."²⁸

Als Hauptfundgrube für mehr oder weniger disharmonisches Material, das Walser geeignet schien, gegen den ungebrochen harmonischen Eckermann-'Sound' der

'Gespräche mit Goethe' wirksam anzutönen, können die 1956 von Ernst Grumach vorbildlich edierten *Unterhaltungen mit Goethe* des Weimarer Kanzlers (in modernerer Terminologie: Justizministers) Friedrich von Müller ausgemacht werden.²⁹ In ihnen begegnen wir nicht eben selten gerade jenen 'gebrochenen' Farb-
tönen, die Eckermann und nach Günter Kunerts oben zitierter Bezichtigung auch Goethe selbst aus seinem 'harmonischen Spektrum' herauszufiltern bestrebt gewesen war: einem oft körperlich leidenden, angespannten, gelegentlich todkranken, unmutigen, desperaten, lieb- und gemütlos erscheinenden, bitter-humoristisch bis sarkastisch sich gebenden, explodierenden, kurz: 'negativen' Goethe, von dessen politisch-moralischen Maximen selbst der ansonsten vorbildlich goethefromme Zuhörer einmal notiert: "Diese Maximen widerten mich an, ich bekämpfte sie, jedoch erfolglos."³⁰ Wenn Walser am Ende seines Stücks Goethe als letzte Replik zu Eckermann sagen läßt: "Doktor, Doktor! Ich war nicht glücklicher als Sie. Ich ließ es nur nicht jeden wissen",³¹ dann gehörte im Unterschied zu Eckermann der Kanzler von Müller zum kleinen Kreis derjenigen, die er's gelegentlich doch wissen oder ahnen ließ. Von dessen Palette sind bereits manche der gebrochenen Farben bezogen, mit denen Walser die Doppelkonstellation ausmalt, unter der es im September 1823 zu dem spezifischen Verhältnis zwischen Goethe und Eckermann kam. Die einschlägigen Aufzeichnungen des Kanzlers, in denen dieser im Herbst 1823 bei Goethe das Gefühl registriert, sich nach dem heiteren böhmischen Aufenthalt jetzt in Weimar wieder eingeeengt zu finden und wahrscheinlich endgültig in seine "Dachshöhle" vergraben zu müssen,³² werden im Mund des Walserschen Goethe auf die Formel der Opposition Böhmen/Weimar gebracht: "In Böhmen [...] ist der Mensch noch frei. Böhmen rauscht. In jedem Haus in Weimar wohnt ein Sterbender. Die Häuser in Weimar sind Särge. Böhmen, ja. Weimar, nein."³³ Textsubstrat dieser Replik sind zwei durch einen Abstand von drei Jahren voneinander getrennte, hier kurzgeschlossene, zusammenmontierte und komprimierte Stellen aus Müllers 'Unterhaltungen', die im Original lauten: "Nachher ergoß er sich noch im Lob des Badelebens, weil man dort ganz aus sich heraustrete. ganz frey außer sich lebe, was zu Hause niemals vorkomme."³⁴ "Solche weichliche, sentim[ent]ale Melodien deprimiren mich; ich bedarf kräftiger frischer Töne [...] Napoleon, der ein Tyrann war, soll sanfte Musick geliebt haben; ich, vermuthlich weil ich kein Tyrann bin, liebe die rauschenden, lebhaften, heitren. Der Mensch sehnt sich ewig nach dem was er nicht ist."³⁵ Beide Stellen dienen als Sprachmaterialbasis für das beziehungsreiche Komprimat: "In Böhmen [...] ist der Mensch noch frei. Böhmen rauscht."³⁶ Ebenfalls auch dem Bereich der nostalgischen Rückerinnerungen an den letzten böhmischen Aufenthalt, der zugleich Goethes letzter außerhalb Thüringens gewesen ist, stammt eine von Kanzler Müller festgehaltene Äußerung des Dichters vom

2. Oktober 1823: "Hierauf erfolgte vertraulichste Mittheilung seiner Verhältnisse zu Levezows. 'Es ist eben ein >Hang< der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Oncle der seine junge Nichte allzuheftig liebt."³⁷ Walser verlegt das zurück auf den Abend der Rückkehr aus Marienbad am 13. September 1823 und motiviert es pragmatisch als sarkastische Anweisung Goethes an Sohn August, wie dieser dem bereits verbreiteten Weimarer Stadt- und Residenzklatsch zu begegnen habe, und das lautet dann so: "Du kannst melden, der Alte spinnt. Rennt rum wie in einem Iffland-Schwank. Seid froh, daß er in Böhmen bleibt. Kannst du sagen. Der ist bloß noch blamabel."³⁸ Diese Replik ist zugleich ein sinnfälliges Beispiel für eine Extremform von Walsers Umgang mit überlieferter goethezeitlicher Hochsprachlichkeit: die sprach- und sprechgestisch radikale Transposition der 'Aussage' in eine provozierend neu- bis neustdeutsche Diktion von betont salopper Idiomatik, also Stilbruch als verfremdendes Stilmittel,³⁹ das die Banalität oder Brutalität des jeweiligen Sachverhalts mit unbarmherziger Komik herauszutreiben bestimmt ist. Freilich wird in diesem Verfahren kompletter Übertragung der Stilbruch nicht demonstriert, sondern impliziert: das Wissen um die hier gebrochene Norm wird beim Leser oder Hörer als die bildungsgeschichtlich erworbene Gewißheit vorausgesetzt, daß Goethe sich ganz bestimmt so nicht ausgedrückt haben dürfte. Eine explizitere Form ist auf synchronischer Ebene das kontrastive Überwechseln von Hoch- oder Umgangssprachlichkeit zu reinem Dialekt, das im Stück an zwei Stellen die spezifische Funktion erhält, im Vater-Sohn-Verhältnis Herzlichkeit vernehmbar zu machen: "August, Söhnche, du hier?! Wie geht es, Bübche"⁴⁰ begrüßt Goethe den in thüringischer Sprachlandschaft aufgewachsenen August auf gut frankfurterisch, und Eckermann sagt einmal zu seinem 'Karlchen' "Dank, min Jong."⁴¹ Am häufigsten und wirksamsten jedoch erscheint der Stilbruch als Stilmittel in der Form direkter Konfrontation goethezeitlichen bzw. vormärzlichen Sprachguts mit neudeutscher Redeweise, auf engstem Raum vielleicht an der Stelle, wo Goethe ein Vortragsexposé mit den bei Kanzler von Müller in anderen Zusammenhängen überlieferten Worten lobt: "Höchst kongruent, sehr verständig"⁴² und Ottilie das ebenso bekräftigend wie verständnislos wiederholt, um nicht zu sagen nachplappert: "Ja, sehr verständig. Und wahnsinnig kongruent."⁴³ Wobei (in Parantese) zu vermuten oder zu befürchten bleibt, daß in absehbarer Zeit kaum ein Durchschnittsleser oder -hörer diesen bewußt gesetzten Stilbruchkontrast als solchen empfinden wird. Die verschiedenen Variationsformen stereotyper Unbestimmtheitsfloskeln des alternden Goethe, etwa vom Schlage "wir wollen dann sehen, wie wir weiter kommen",⁴⁴ werden von Walser auf die rund ein dutzendmal leitmotivisch wiederholte neudeutsche Einheitsformel gebracht: "Na ja, mal sehen, nicht wahr",⁴⁵ die im-

mer dann zu hören ist, wenn ihr Sprecher ins Unverbindliche auszuweichen wünscht und unwillkürlich an den Rededuktus Pieter Peeperkorns in Thomas Manns *Zauberberg* gemahnt. Die Pendant- und Kontrastformel Otilies lautet, ähnlich stereotyp und neudeutsch: "Gräßlich alles, stimmt's?"⁴⁶ Auf Otilies letztes "Gräßlich alles, stimmt's!" läßt Walser den gealterten Eckermann in einer pointierten Engführung des Szenenschlusses mit Goethes leitmotivischem "Na ja, mal sehen, nicht wahr"⁴⁷ antworten und unterstreicht die damit zeichenhaft vollzogene Aufgabe der eigenen Identität durch den Sprecher mit der Regiebemerkung: "Eckermann küßt ihr die Hand zum ersten Mal spontan."⁴⁸

Die im Herbst 1829 situierte Szene I,6, welche auch die bereits oben erörterte Deformation des Goetheschen Votums "Höchst kongruent, sehr verständig"⁴⁹ durch Otilie enthält, vermag zugleich eine besonders gute Vorstellung vom Dichtigkeits-, aber auch vom Entlegenheitsgrad der Realitäts- und Sprachpartikel zu geben, die Walser aus der dokumentarischen Überlieferung in seinen Text 'eingeschöpft' hat, wie Karl Kraus so etwas zu nennen pflegte.⁵⁰ Zu Beginn dieser Szene, welche die in der Gesprächsüberlieferung verstreuten Hinweise auf Alters-, Krankheits- und Hinfälligkeitssymptome verdichtend häuft, um den schlechten Gesundheitszustand Goethes zu motivieren, heißt es:

ECKERMANN

Exzellenz sehen ausgesprochen frisch aus.

GOETHE

Pscht.⁵¹ Nicht dieses Improperität der Ausdrücke, Doktor.

ECKERMANN

Ich wollte sagen, Exzellenz, es gehe Ihnen offenbar etwas besser.

GOETHE

Doktor, niemand ist im Augenblick in mich verliebt. Ich bin in niemanden verliebt. Nur der Tod steht herum. In allen vier Ecken.⁵²

In diesen acht Zeilen sind nicht weniger als drei Dicta chronologisch verschiedenster Provenienz zu einer Dialogpartie zusammengefügt, die auf den ersten Blick keinerlei Schweißnahtspuren aufweist. Goethes Reaktion auf Eckermanns ausgesprochen neudeutsch formulierte Feststellung "Exzellenz sehen ausgesprochen frisch aus" geht auf eine Episode zurück, die Kanzler von Müller unterm 21. März 1829 so festgehalten hat: "Als ich sagte: Sternberg werde nun wohl wieder frisch auf seyn, meinte er: 'Unser Canzler ist ein vortrefflicher Mann, aber er liebt immer die Improperität der Ausdrücke. Wie soll ein 78jähriger frisch seyn?'"⁵³ Das von Walser in einen düsteren Kontext gerückte Bonmot vom Verliebtsein war 1822 ursprünglich unter "tausend Scherzen und Neckereyen" gefallen: "Es geht mir schlecht, sagte Goethe, denn ich bin weder verliebt, noch ist Jemand in mich

verliebt."⁵⁴ Und aus einem gänzlich anderen Zusammenhang wiederum ist der nächste Satz 'eingeschöpft'; er geht zurück auf Worte Goethes während seiner lebensgefährlichen Krankheit im Februar 1823: "Sonntags 23. Febr. war er am schlechtesten. Früh schon sagte er zu seinem Sohne: 'Der Tod steht in allen Ecken um mich herum.'⁵⁵ Im wortwörtlichen Sinne noch weiter hergeholt ist das sprachliche Baumaterial, dessen sich Walser für den Wortwechsel zwischen Goethe und dessen Schwiegertochter Otilie gegen Ende der Szene bedient. Die Ausgangssituation ist: Goethe soll Malern sitzen, die sich im Juno-Zimmer versammeln werden, um ihn zu porträtieren:

GOETHE

[...] Haben Sie die Liste der Maler dabei, Doktor?

ECKERMANN

Ja. Bitte. Hier.

GOETHE

Keine Malerin dabei!

ECKERMANN

Doch, Exzellenz, Angelika Facius.

GOETHE

Angelika Facius. Setzt sie so, daß ich sie sehe. Otilie hat recht, ich bedarf des Antriebes.

OTILIE

Unsereiner gilt rein nichts.

GOETHE

Kann uns, wer immer um uns ist, verführen?

OTILIE

Peinlich. Widerwärtig. Gräßlich, so nicht in Frage zu kommen.

GOETHE

Du kämst, du kämst, Kind. Aber August der Großmütige, der dir alle verzeiht, mich müßte er dir ewig verübeln.

OTILIE

Maskuline Vernünftelei. Kulissenzauber für Gefühlsdefizit.

GOETHE

Doktor, voila une femme. Lakonisch, imperativ, prägnant.⁵⁶

Mit der Frage "Kann uns, wer immer um uns ist, verführen?" hat Walser in einen makellosen Blankvers umgeformt und Goethe gleichsam untergeschoben, was dieser in der oben erwähnten Nachmarienbader Ära vom Herbst 1823 zum Kanzler in schlichter Prosa gesagt hatte: "Wen man täglich von früh bis Abend sieht, der kann uns nicht mehr verführen."⁵⁷ Die kühnste Einschöpfung aus dem entle-

gensten Bereich stellen wohl die Worte dar, mit denen Walser seinen Goethe die streitbare Feminität Otilies definieren läßt: "Lakonisch, imperativ, prägnant." Sie sind wörtlich übertragen aus der Sphäre der Staats- und Amtsgeschäfte, von denen Goethe 1825 zu Kanzler von Müller sagt: "Die Geschäfte müssen abstract, nicht menschlich mit Neigung oder Abneigung, Leidenschaft, Gunst p. behandelt werden, dann setzt Man mehr und schneller durch. Laconisch, imperativ, prägnant."⁵⁸ Ich muß an dieser Stelle den notgedrungen flüchtigen Einblick in die Autor- und Dramatikerwerkstatt mit der in ihrer ganzen Tragweite unbewiesenen, wohl aber, wie ich Sie mir zu glauben bitte, beweisbaren Ver-sicherung abbrechen, daß jede Szene, jede Seite, jede Replik, ja fast jeder Satz dieses Stücks einen Überschuß an Beziehungsreichtum aufweist, den ein Kom-mentar vom mehrfachen Umfang des Grundtextes noch immer nicht völlig auszuschöpfen vermöchte. Gestatten Sie mir, als Beleg dafür, wie wenig beliebig und wie bedacht Martin Walser mit seinem Material umgegangen ist, lediglich noch ein Beispiel anzuführen: anknüpfend an die oben getroffene Feststellung, daß der Autor seinen Goethe zu dessen Lebzeiten in Eckermanns Gegenwart nichts von dem sagen läßt, was dieser in seinen 'Gesprächen mit Goethe' aufgezeichnet hat. Das ändert sich im Stück erst mit dem Tode des Meisters. Das Arrangement der Eingangsszenen des I. und II. Aktes, die Eckermann im Juno-Zimmer an der auf Eis gelegten Leiche Goethes zeigen, entspricht genau der berühmten Beschrei-bung am Ende des zweiten Teils der 'Gespräche',⁵⁹ und in der 1853 datierten vorletzten Szene erteilt Walser seinem Helden oder vielmehr Antihelden endlich auch das Wort zu einem Selbstzitat, dessen szenische Einbettung kurz angedeutet sei: Die siebenundfünfzigjährige Otilie hat ihre angelsächsische Freundin Anna Jameson mitgebracht, damit diese den einundsechzigjährigen Eckermann in einer Zeichnung festhalte:

OTILIE

[...] Doktor, Anna sagt, Sie sähen förmlich gefoltet aus, so dürfe sie Sie nicht zeichnen. Bitte, Doktor, denken Sie an ihn. /*Eckermann ist völlig hilflos. Geht. Geht unwillkürlich wie Goethe.*/ Genauso ging er. Und was sagte er, wenn er so ging?

ECKERMANN

Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen haben alle fortschreitenden Epochen eine Fähigkeit zum Objektiven. Die jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive.

OTILIE

O wie genau, Doktor.

ECKERMANN

Und doch kein Wort von ihm.

OTILIE

Eckermann. Und daß die Kenner alles Goethe zuschreiben, das ist mein Sieg.⁶⁰

Die Auswahl gerade dieser beiden Sätze aus einem Gesamttext von über 600 Seiten ist sicherlich auch motiviert durch die Möglichkeit, damit das von Eckermann vordemonstrierte berühmte Goethesche Auf- und Abschreiten in eine situationskomische Parallele dem im zitierten Text thematisierten Fort- und Rückschreiten zu setzen. Aber das ist nur die eine, unmittelbar manifeste Schicht des Sinnbezugs dieser Stelle; eine zweite liegt darüber hinaus oder vielmehr darunter verborgen darin, daß in der Tat die in den 'Gesprächen' leitmotivisch durchgeführten, Goethe in den Mund gelegte Opposition 'objektiv' versus 'subjektiv' weitgehend der redigierenden Hand Eckermanns zuzuschreiben ist, der, wie Robert Mandelkow überzeugend nachweisen konnte, schon in seiner Frühschrift von 1823 *Beyträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe* das authentisch Goethesche Kontrastpaar 'Manier' versus 'Stil' durch die Antithese 'subjektiv'/'objektiv' interpretierend ersetzt oder, wie Goethe zu sagen liebte, "suppliert" hatte.⁶¹ Martin Walser hätte also seinen Eckermann gar keine passendere Stelle auswählen lassen können, um dessen Behauptung zu stützen, an der meisterlichen Genauigkeit der Diktion in den 'Gesprächen' sei kein Wort von Goethe, sondern alles Eckermann.⁶²

Zwischen der Erstfassung der Szenen In Goethes Hand von 1982 und der gestrafften Zweitfassung 1984⁶³ hat Martin Walser seine Rede über 'Goethes Anziehungskraft'⁶⁴ gehalten. Nicht erst sie, sondern schon das hier cursorisch betrachtete, von manchen als Goethe-Sakrileg verschrieene Stück vermag dazutun, wie man diese Anziehungskraft erfahren und akzeptieren kann, ohne auch nur im geringsten etwas von dem verschweigen oder beschönigen zu müssen, was man ja gegen Person und Werk dieses Dichters auf dem Herzen gehabt hat; wie man ihm gegenüber zu einer Haltung finden kann, die in der Psychoanalyse 'Objekt-liebe' heißt und sich darüber hinaus durch die von Friedrich Schlegel gerühmte rare Fähigkeit auszeichnen muß, "mit Ironie bewundern" zu können,⁶⁵ um auf diesem Umweg, der keineswegs ein Abweg ist, die von Otilie in den Wahlverwandtschaften festgehaltene Einsicht durch eigene Erfahrung bestätigt zu finden: "Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe."⁶⁶ Noch etwas zuallerletzt: Karl Kraus hat schon vor 75 Jahren die satirische Feststellung getroffen: "In der deutschen Bildung nimmt den ersten Platz die Bescheidwissenschaft ein."⁶⁷ Sie nimmt diesen Platz auch heute noch in einer Spielart von Walser-Kritik ein, die glaubt, aus dem kunstvoll erzeugten Eindruck der

Mühelosigkeit, hinter dem sich die schwere *ars celare artem* verbirgt, Rückschlüsse auf eine analoge Mühelosigkeit des vollen Verstehens der Texte ziehen zu können, die diesen Eindruck der Mühelosigkeit zu erwecken verstehen. Solchen Bescheitwissenschaftlern, die meinen, prima vista alles "blank zu verstehn", sei als ironischer Vorschlag zur Güte ins Stammbuch geschrieben, was Friedrich Wilhelm Riemer zur Rechtfertigung seiner eigenen Erläuterungsbemühungen ins Feld geführt hat:

Denn bei den alten lieben Toten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.⁶⁸

Anmerkungen

Siglenverzeichnis:

- EGH = Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. 21. Aufl. Hrsg. von H.H. Houben. Leipzig 1925.
- GvB 1-3 = Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Zusammen- gestellte von Wilhelm Bode. Quellennachweis, Textrevision und Register Regine Otto. Anmerkungen Paul Gerhard Wenzlaff. 3 Bde. Berlin und Weimar 1979.
- Gjb = Goethe-Jahrbuch. Weimar 1880 ff.
- AA 1-24 = Johann Wolfgang Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Hrsg. von Ernst Beutler. (Artemis-Ausgabe). 24 Bde. Zürich 1948-1950.
- HE 1-2 = J.P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt von H.H. Houben. Bd. 1. Leipzig 1925; Bd. 2. Leipzig 1928.
- HS = Frédéric Soret: Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit 1822-1832. Aus Sorets handschriftlichem Nachlaß, seinen Tagebüchern und seinem Briefwechsel zum erstenmal zusammen gestellt, übersetzt und erläutert von H.H. Houben. Leipzig 1929.
- IGH 1 = Martin Walser: In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1982.
- IGH 2 = Martin Walser: In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert.

- Frankfurt a. M. 1984. = suhrkamp taschenbuch 1077. (Revidierte Zweitfassung).
- LM 2 = Literaturmagazin 2. Von Goethe lernen. Fragen der Klassikrezeption. Hrsg. von Hans Christoph Buch. Reinbek bei Hamburg 1974.
- MG = Mein Goethe. Günter Kunert, Siegfried Lenz, Peter Rühmkorf, Wolf- dietrich Schnurre, Martin Walser, Gabriele Wohmann. Frankfurt a. M. 1982. = suhrkamp taschenbuch 781.
- ON 1-2 = Aus Otilie von Goethes Nachlaß. Briefe von ihr und an sie 1806- 1822. Hrsg. von Wolfgang von Oettingen. Weimar 1912; Bd. 2: Briefe und Tagebücher von ihr und an sie bis 1832. Hrsg. von Wolfgang Oettingen. Weimar 1913. = Schriften der Goethe-Gesellschaft. 27. und 28. Band.
- RMG = Friedrich Wilhelm Riemer: Mitteilungen über Goethe. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses hrsg. von Arthur Pollmer. Leipzig 1921.
- UG = Kanzler von Müller: Unterhaltungen mit Goethe. Kritische Ausgabe besorgt von Ernst Grumach. Weimar 1956.
- WA I-IV = Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. ("Weimarer Ausgabe"). I.-IV. Abteilung. 143 Bde. Weimar 1887-1919.
- ZL = Der Zürcher Literaturstreit. Eine Dokumentation. = Sprache im tech- nischen Zeitalter. Hrsg. von Walter Höllerer. Heft 22/April-Juni 1967.
- 1 GvB 3, S. 220.
- 2 HE 1, S. 135.
- 3 Erweiterte Fassung eines Vortrages für das Colloquium "Martin Walser und sein Werk" (15.-17. Oktober 1991), gemeinsam mit dem Lehrstuhl für neuere deutsche Lite- raturwissenschaft der Universität Passau (Prof. Dr. Hartmut Laufhütte) und dem Goethe- Institut Prag (Dr. Jochen Bloss).
- 4 Krolop, K.: Johann Peter Eckermann. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages am 3. Dezember 1954. 15 S. (Typoskript).
- 5 Fürnberg, L.: Rede zu Eckermanns 100. Todestag. - Der arme Eckermann. Frag-ment einer Novelle. Nachwort von Evamaria Nahke. In: Weimarer Beiträge, H. 1/XI (1965), S. 9-28.
- 6 Fürnberg, L.: Rede zu Eckermanns hundertstem Todestag. In: L. F.: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Bd. 5. Zusammenstellung und Redaktion: Lotte Fürnberg und Gerhard Wolf. Berlin und Weimar 1971, S. 295-304.
- 7 Vgl. dazu Klaus-Dieter Schult: Der Zürcher Literaturstreit. In: Untersuchungen zur Literatur und Linguistik. Hrsg. v. Norbert Honsza. Katowice 1987, S. 19-38.
- 8 ZL, S. 108 (Max Frisch: Endlich darf man es wieder sagen. Zuerst in: Welt- woche, 24. Dezember 1966).
- 9 Ebenda, S. 104: "Endlich! Das hört man sonst nur im Gedränge vor der Garde- robe, also nicht in gehobener Sprache, sondern als Geplapper; das mußte endlich einmal

gehoben werden, und wer wäre berufener dazu als du, der du noch die Sprache von Eckermann sprichst?" Das von Friedrich mit subversiver Ironie eingeführte Eckermann-Motiv wird im Laufe der Debatte auch noch von Francois Bondy (ZL, S. 129 f.) und Hans-Heinz Holz (ZL, S. 149) aufgegriffen.

10 Buch, H. Ch.: 'Der 'menschlichste aller Menschen'. Retuschen an meinem Goethebild. In: LM 2, S. 61.

11 LM 2, S. 101-111.

12 Ebenda, S. 106.

13 Ebenda, S. 108.

14 Ebenda, S. 109.

15 Ebenda, S. 109 f.

16 Vgl. Kurt Krolop: Späte Gedichte Goethes. In: Gjb 97 (1980), S. 56.

17 Kunert, G.: Das kleine Aber. Gedichte. Berlin und Weimar 1975, S. 7.

18 WA I, 4, S. 108.

19 Vgl. Günter Niggel: Ein Goethe-Pasquill zum Jubiläum. In: Arbitrium, H. 3/1983, S. 326-330.

20 Vgl. UG, S. 144 und 329; HS, S. 187; ON 2, S. 398 f.

21 IGH 2, S. 24.

22 WA IV, 48, S. 24; abgedruckt bereits in EGH, S. 347.

23 Vgl. IGH 2, S. 38; beim Vorlesen läßt Walser seinen Eckermann freilich die im folgenden eingeklammerten Worte interpolieren: "Haben Sie die Güte, mein /Guter,/ bester /, lieber/ Doktor, /.../"

24 HE 1, S. 270 f.

25 HE 1, S. 271 (Johanne Bertram an Eckermann, 5. Oktober 1826).

26 Das gilt z. B. auch von den extrem dilettantischen Gelegenheitsversen, die August von Goethe bei Walser als sein "schönstes Gedicht" (IGH 2, S. 51) wertet: sie stehen wortwörtlich in einem Brief an Ottilie vom 23. März 1825, vgl. ON 2, S. 128 f. - Eine ähnliche "Umbesetzung" wie in der Handschuhepisode liegt bei der Verwendung des Gedichts "Dem Andenken der Unvergesslichen" vor (IGH 2, S. 69): während bei Walser Eckermann ein ursprünglich der Verlobten gewidmetes Gedicht auf Goethe ummünzt, hatte Eckermann diese durch den Tod der Großherzogin Luise (14. Februar 1830) veranlaßten Verse vier Jahre später auf seine am 30. April 1834 verstorbene Frau "umgewidmet", vgl. HE 1, S. 469 und 471; HE 2, S. 92; HS, S. 393.

27 Besonders aufschlußreich in dieser Hinsicht ist ein Vergleich der umfänglichen Erstfassung des Eckermannschen "Vortragsexposés" (MG, S. 109-118) mit dessen radikal gekürzter Endfassung (IGH 2, S. 41 f.). Während dort (MG, S. 115) auf das berühmte Dictum von der "Lazareth-Poesie" (EGH, S. 212) immerhin noch angespielt wird und mündliche "Kommentare" herangezogen werden, die Eckermann nicht gekannt haben konnte (wie z.B. den Temperamentsausbruch über ein Bild des jungen Karl Friedrich Lessing, vgl. MG, S. 112 f. = AA 23, S. 462-464) oder aber allenfalls gelesen, nicht gehört hatte (wie z. B. die begeisterte Würdigung der Basreliefs am Niobidensarkophag im 5. Brief von "Der Sammler und die Seinigen", vgl. MG, S. 113 f. = WA I, 47, S. 163), sind derlei Bezüge in der Endfassung getilgt. Erst in der Schlußszene wird Eckermann im Traum von

Goethe "abgefragt": "Aber als verhinderter Dichter ist man kein schlechter Dichter, sondern ein ... na ...?! ein ...?! ECKERMANN Märtyrer! GOETHE Richtig." (IGH 2, S. 70 f., vgl. EGH, S. 582: "Ein deutscher Schriftsteller, ein deutscher Märtyrer!")

28 EGH, S. 8.

29 Einer der in der Textabfolge ersten Bezüge darauf ist die Wendung "Quilibet suos manes" (IGH 2, S. 18 und 31), die pikanterweise zuerst Stadelmann, dann erst Goethe selbst als geflügeltes Wort zitiert. Die Quelle ist UG, S. 67 (7. April 1823): "Gespräche über Röhrs letzte Festpredigten. 'Quilibet habet suos manes', was Goethe übersetzt: 'Jeden plagt sein Dämon (zur unrechten Zeit nämlich).'" Unbemerkt oder zumindest unkommentiert ist dabei geblieben, daß die Stelle, die Goethe ebenso frei zitiert wie übersetzt, aus Vergils Aeneis stammt, wo Anchises den Läuterungsprozeß in der Unterwelt beschreibt: "quisque suos patimur manes. Exinde per amplum / mittimur Elysium et pauci laeta arva tenemus, / donec longa dies, perfecto temporis orbe, / concretam exemit labem purumque relinquit / aetherium sensum atque aurai simplicis ignem." (VI, 743-747). Was Voß so übersetzt hat: "Alle wir dulden im Tode für uns. Durch Elysiums Räume / Schweben wir dann, und bewohnen, wir wenige, Fluren des Heiles; / Bis langwieriger Tag, nach vollendetem Ringe der Zeiten, / All' anklebende Flecken getilgt, und völlig gekläret / Stell den ätherischen Sinn, und die Glut urlauterer Heitre." (P. Virgilius Maro: Sämtliche Werke. Übersetzt von Johann Heinrich Voß. Viertes Band. Wien 1801, S. 349 und 351.)

30 UG, S. 206 (1. Januar 1832).

31 IGH 2, S. 71.

32 Vgl. UG, S. 74 f. (23. September 1823).

33 IGH 2, S. 22.

34 UG, S. 78 (27. September 1823).

35 UG, S. 148 (24. Juni 1826).

36 IGH 2, S. 22.

37 UG, S. 81 (2. Oktober 1823).

38 IGH 2, S. 26.

39 Vgl. dazu Sigurd Paul Scheichl: Der Stilbruch als Stilmittel bei Karl Kraus. In: Karl Kraus in neuer Sicht. Hrsg. von Sigurd Paul Scheichl und Edward Timms. München 1986, S. 128-142.

40 IGH 2, S. 19. - Eine Abweichung von "hochsprachlicher" Norm wie "Ich esse mit euch zwei" (ebenda, S. 20) erscheint in UG ebenfalls vorgebildet: "Ich konnte nie zu Zwey etwas leisten" (UG, S. 40, 13. Januar 1821).

41 IGH 2, S. 56. Vorlage ist hier ein Satz aus den Jugenderinnerungen von William Marshall: "Einmal, ich weiß es noch wie heute, sagte der Alte zu mir: 'Komm min Jong, wir wollen einen Spaziergang machen!'" (HE 2, S. 376).

42 IGH 2, S. 43. - Vgl. UG, S. 70 (17. September 1823): "Übergabe [...] der Zeichnung von Julie [von Egloffstein, K.K.], die Er höchst 'congruent' nannte." UG, S. 300 (Kanzler von Müller an Julie von Egloffstein, 19. September 1823): "[...] ich [...] übergab ihm auch Ihre Zeichnung, die den lautesten Beyfall erndete. Er nannte sie 'höchst congruent und verständig'."

43 Ebenda. Verstärkung gegenüber MG, S. 118, wo es lediglich hieß: "Ja, sehr verständig."

- 44 WA IV, 44, S. 314 (An August von Goethe, 9. September 1826), vgl. auch HS, S. 272.
- 45 Vgl. IGH 2, S. 19, 21, 24 (2 x), 25, 27, 32, 43, 45 (2 x), 68.
- 46 Vgl. IGH 2, S. 7 ("gräßlich"), 8 ("gräßliche Angst"), 44 ("Gräßlich so nicht in Frage zu kommen"), 64 ("Gräßlich, alles stimmt's?"), 64 ("Gräßlich, aber stärkend!"), 65 ("Gräßlich alles, stimmt's!"), 66 ("Doktor, gräßlich, alles, stimmt's?"), 68 ("Das wäre auch gräßlich, wenn Sie Hunger hätten, Doktor"), 68 ("Gräßlich alles, stimmt's!").
- 47 IGH 2, S. 68.
- 48 Ebenda.
- 49 S. oben, Anm. 42.
- 50 Vgl. dazu Kurt Krolop: *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus*. Berlin 1987, S. 258.
- 51 Die Häufigkeit des im Stück leitmotivisch wiederkehrenden Leitworts bzw. -lauts "Pscht" korrespondiert mit der Menge dessen, was ein Lebenskreis, der sich "in Goethes Hand" befindet alles zu be- oder verschweigen hat, vgl. IGH 2, S. 33, 34, 35 (3 x), 40, 48, 50. - Im Interesse der Komik getäuschter Erwartung wird August von Goethe das Anfangs-P gestrichen: "Schiller und Napoleon, das sind Götter, Goethe ist ein ... schsch. Disziplin." (IGH 2, S. 50)
- 52 IGH 2, S. 40. - Wie "congruent" (s. oben, Anm. 42), so gehört auch "Impropriät" zu den Eigenheiten Goetheschen Fremdwortgebrauchs, dessen Manierismen in UG besonders treulich protokolliert sind. In diese Kategorie gehört auch das von Walser (IGH 2, S. 61) aufgegriffene und "umfunktionierte" Wort "penetrieren" bzw. "penetriert", vgl. HE 2, S. 659 und 723; HS, S. 602.
- 53 UG, S. 55 (22. Mai 1822).
- 54 Ebenda.
- 55 UG, S. 64.
- 56 IGH 2, S. 44.
- 57 UG, S. 74 (23. September 1823).
- 58 UG, S. 141 (6. Dezember 1825).
- 59 Das ließe sich z. B. an der kunstvollen Kombinatorik in der Textausstattung der Freiligrath-Figur belegen, deren hexametrisch rhythmisierte Replik "Fliehe die Gunst der Großen! Sie geben dir wenig und nehmen dir alles!" (IGH 2, S. 61) dem Schluß eines Briefes an Eckermann vom 15. August 1844 entnommen ist, vgl. Freiligraths Werke. Sechster Teil. Hrsg. von Julius Schwegler. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart o. J. (1910), S. 72: "Lassen Sie mich mit zwei Zitaten schließen. 'Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.' Und: 'Fliehe die Gunst der Großen! Sie geben dir wenig und nehmen dir alles!' Das letzte von Börne!" Das erste Zitat ist der Schlußvers des Kinkelschen Versepos "Otto der Schütz"; das "letzte" als eines "von Börne" nachzuweisen, wäre noch zu leisten. Gänzlich "von Börne" ist jedoch nachweislich Freiligraths Philippika gegen den "Selbstling" Goethe (IGH 2, S. 60), vgl. Ludwig Börne: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*. In: Ludwig Börne gesammelte Schriften. Hrsg. von Alfred Klaar. Dritter Band. Leipzig o. J. (1899), S. 250: "Goethe hat nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Liebelosen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet sein kann, freisinnig und ohne Vorurteile und doch ein Selbstling [...] Goethe hat sich mit wenigen Worten treffender und wahrer geschildert, als es irgend ein anderer vermöchte: Es liegt nun

einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen. So war Goethe immer und überall, so hat er sich gezeigt in allen seinen Worten und Handlungen." Das in Börnies Sinne vielzitierte Goethe-Wort stammt aus der "Belagerung von Mainz" (25. Juli 1793), vgl. WA I, 33, S. 315.

60 IGH 2, S. 66. - Das Goethe-Zitat in: EGH, S. 137 (26. Januar 1826).

61 Vgl. dazu Karl Robert Mandelkow: *Das Goethebild J.P. Eckermanns*. In: *Gratulation. Festschrift für Christian Wegner*. Hrsg. von Maria Honeit und Matthias Wegner. Hamburg 1963, S. 83-109; zu "supplieren" vgl. Kurt Krolop: *Späte Gedichte Goethes*. In: *Gjb 97* (1980), S. 51.

62 Vgl. Anm. 61.

63 Auf sie (IGH 2) hatte sich diese Untersuchung im wesentlichen zu beschränken; der oben in Anm. 28 vorgenommene vergleichende Seitenblick auf IGH 1 anhand der in MG mitgeteilten Probe kann und will eine systematische Komparation nicht ersetzen.

64 Walser, M.: *Goethes Anziehungskraft*. Vortrag. Mit Ansprachen von Horst Sund und Ulrich Gaier. Konstanz 1983. (Konstanzer Universitätsreden 146).

65 Schlegel, F.: *Ueber Lessing*. In: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. 2: *Charakteristiken und Kritiken I*. Hrsg. von Hans Eichner. Paderborn 1967, S. 412.

66 WA I, 20, S. 262.

67 Kraus, K.: *Schriften*. Hrsg. von Christian Wagenknecht. Bd. 8: *Aphorismen*. Frankfurt a. M. 1986, S. 392.

68 RMG, S. 368, vgl. WA I, 2